

## Georg Gieseler als religiöser Denker (nach Briefen an seinen Sohn Carl)

Von Lotte Saueremann, Bonn

*Beim Abschreiben der Briefe Georg Gieseler's kam der Verfasserin der Gedanke, die in ihnen geäußerten religiösen Ansichten zusammenzustellen. Sie beschränkt sich darauf, zu berichten, was in den Familienbriefen steht.*

Georg Gieseler gehört zu den beachtenswerten westfälischen Pfarrern an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. Sein pädagogisches Wirken wurde von den Zeitgenossen beachtet und ist bis zur Gegenwart wiederholt gewürdigt worden. Wenig bekannt ist dagegen sein eigenartiges religiöses Denken. Auch sein bedeutender Sohn Johann Carl Ludwig Gieseler, Kirchenhistoriker in Bonn und Göttingen, erwähnt am Ende seines Glückwunschschriftens<sup>1</sup> zum 50jährigen Amtsjubiläum des Vaters vor allem dessen Leistungen auf pädagogischem und sozialem Gebiet. Er nennt von des Vaters theologischen Arbeiten nur: „Reden zur Empfehlung der Religion“, erschienen 1800<sup>2</sup> und „Über kirchliche Marktschreierei und den Pharisäismus unserer Zeit“, Bielefeld 1835<sup>3</sup>.

Georg Gieseler (G. G.) hatte kein leichtes Schicksal. Er war von Jugend an schwerhörig, fast taub. Den Vorlesungen in Halle konnte er deshalb nicht folgen. Sein Sohn Carl Gieseler (C. G.) schreibt darüber, seinen Vater charakterisierend<sup>4</sup>:

„Allerdings gingen Sie auf diesem Wege der Deutlichkeit und Eindringlichkeit des mündlichen Wortes verlustig; dagegen diente vielleicht auch diese Entbehrung dazu, Ihnen die theologische Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit zu sichern, welche Sie sich stets erhalten haben. Denn das mündliche Wort nimmt leichter gefangen als der schriftliche Buchstabe, und verstärkt in Zeiten, wo neue Ansichten sich mit reißender Schnelligkeit Bahn brechen, noch die Macht der Neuheit,

<sup>1</sup> „Rückblick auf die theologischen und kirchlichen Richtungen und Entwicklungen der letzten fünfzig Jahre. — Ein Glückwünschungsschreiben, seinem theuern Vater, dem Herrn GEORG CHRIST. FRIEDR. GIESELER, Doctor der Theologie, erstem Prediger in Werther bey Bielefeld, zu seinem Amtsjubiläum den 24ten Mai 1837, dargebracht von JOHANN CARL LUDWIG GIESELER, Doctor und ord. Professor der Theologie an der Georg-Augustus-Universität in Göttingen. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1837“, S. 29.

<sup>2</sup> A. a. O., S. 12.

<sup>3</sup> A. a. O., S. 14.

<sup>4</sup> A. a. O., S. 9. Alle Briefe befinden sich in Familienbesitz.

welche allein schon schwächere Geister zu bestricken und zu blinder Bewunderung hinzureißen vermag . . .“

G. G. erwarb sein Wissen fast ganz aus dem Studium von Büchern. Es ist erstaunlich, wieviel er trotz seiner Behinderung in theologischen Arbeiten wie in praktischer Betätigung leistete. Der Hörfehler schloß ihn von einem freundschaftlichen, ungezwungenen Verkehr mit anderen Menschen weitgehend aus. Er schreibt an seinen Sohn Carl am 13. 9. 1813:

„Ich antworte Dir, weil ich selbst durch mein schweres Gehör es verlernt habe, durch tägliche Conversation auf die Menschen zu wirken. Dadurch bin ich ja, wie Du weißt, gewöhnt worden, mich auf mich selbst und meine Ideen zurückzuziehen. Conversation muß sich immer nur anknüpfen und dann den Faden fortspinnen. Ich höre nicht, was man um mich her spricht und was vorfällt. Wo sollte ich also anknüpfen? Und thue ich einmahl so, ist sogleich der Faden wieder abgerissen, indem gleich wieder etwas gesagt oder gethan wird, was ich nicht höre. Und da ich eine so große Abneigung habe, Menschen, und wäre es mein kleinstes Kind, beschwerlich zu werden, so frage ich nicht gern nach. Dies ist die Ursach', die mich in der Erziehung und Bildung meiner Kinder so sehr hindert . . .“

So bedeutete ihm der Schriftwechsel mit seinem Sohn Carl sehr viel. Er äußerte darin sicher manches, was er vor anderen verschwieg. Einiges sollte wohl gar nicht an die Öffentlichkeit getragen werden. Daß sich in einem so abgeschlossen lebenden Menschen auch Gedanken entwickelten, die uns eigenartig erscheinen, ist natürlich.

Die Briefe des Vaters an den Schüler C. G. in Halle enthalten außer Familiennachrichten vor allem Ermahnungen zu Sparsamkeit, Fleiß u. ä.

Am 16. 12. 1807 erkundigte sich Georg Gieseler, da sein Sohn ihm berichtet hatte, daß in der Religionsstunde Religion des Verstandes (nach G. G's Lehrbuch<sup>5</sup>) durchgenommen würde, ob sein Lehrbuch dem Unterricht zu Grunde gelegt oder nur in seinem Sinne unterrichtet würde. „Wenn nur unsere Studiosi noch beten könnten, so würde auch wohl die Universität bald wieder restaurirt.“ Sonst gibt es in dieser Zeit nur selten Hinweise auf religiöse Themen. Der Vater betet täglich für seinen Sohn. Am 27. 10. 1810 schreibt er dem älter gewordenen: „Bewahre dein Gewissen und entferne Dich mit Deinem Gemüthe nicht von Gott, noch mit Deinem Glauben von J. Christo, dem Hirten.“ (3. 7. 1810)

<sup>5</sup> Wahrscheinlich G. G.'s Lehrbuch: „Religion und Christentum, Hannover 1802“ (nach Mitteilung von Prof. Stupperich).

„Gott erhalte Dich in dem Sinne der Gottesfreude und des Glaubens an Christum“ (11. 12. 1810). „Die natürliche Aufrichtigkeit leidet leicht Schiffbruch, wenn jemand anfängt, *ohne Gottesfurcht* selbsterwählte Ziele starr zu verfolgen . . . Vergiß nicht, Morgens und Abends zu beten, besonders aber am Sonntag Übungen der Andacht zu betreiben.“

„Laß Dich nur nicht von dem Glauben an den einigen, großen, ewigen Gott und an den, den er uns gesandt hat, Jesum Christum, abführen“ (26. 5. 1812). Am 13. 7. 1812 befürchtet der Vater, daß das Studium den Sohn abstumpfe und erhärte, da das Herz wenig Nahrung finde. G. G. ist nicht für lange Andachtsübungen, aber „eine ganz einfältige, laienmäßige Erbauung“ werde dem Sohn guttun. „Nur Morgens und Abends ein gutes Lied und das Vaterunser – und Sonntags wenigstens einmal zur Kirche und quartaliter zum AM gegangen. Weicht man davon ab, so fühlt der Mensch die schreckliche Geistesleere, sich von Gott und Christo verlassen zu sehen.“

Im allgemeinen gibt G. in den folgenden Jahren wenig Ermahnungen, außer der zur Sparsamkeit, diese war bei seinen drückenden Schulden und der in der damaligen turbulenten Zeit sehr schwierigen Geldbeschaffung wohl von größter Wichtigkeit. Im übrigen: „Du weißt, ich erziehe meine Kinder liberal und lasse ihnen gern, wenn es möglich ist, ihre volle Freiheit“ (27. 10. 1812).

Der Sohn war inzwischen Student geworden. Deshalb schreibt ihm der Vater einen langen Brief mit Anweisungen für das Studium (10. 9. 1810); er warnt ihn vor Ehrgeiz, vor Übertreibung im Studieren, aber auch vor schlechtem Umgang; er rät, nicht nur das vorherrschende System zu studieren, sondern auch Leibniz, Wolf und Kant, aber aus den Quellen; er gibt auch Empfehlungen zur Erhaltung der Gesundheit. Von nun an betrachtet G. G. seinen Sohn sichtlich als einen ebenbürtigen Gesprächspartner. Er bespricht mit ihm anstehende Probleme. Dabei handelt es sich zuerst um den Diensteid gegenüber Napoleon. Er schreibt darüber am 18. 6. 1811. In der Eidesformel sollte man sich verpflichten, „man wolle für des Kaisers Wohl immer sorgen, seinem Feinde sich widersetzen, alles, was man seinem Interesse zuwider erfahren könnte, sogleich anzeigen!“ G. G. wollte diesen Eid mit seiner Aufforderung zum Denunziantentum nicht ablegen. Als er mit Kassation bedroht wurde, leistete er ihm mit dem Zusatz: „Insofern es meiner Pflicht als französischer Unterthan u. meiner Qualität als protestantischer Prediger gemäß sey.“ Carl G. hatte auf diesen Brief hin dem Vater eine Auslegung des Eides vorgeschlagen, die dieser aber ablehnte (23. 7. 1811).

„Deine Auslegung über den bewußten Eid wird Napoleon nicht zulassen. Er wird sagen, das engste und heiligste Verhältniß, worin ihr stehet, ist das gegen mich, weil ich Gottes Stelle bey euch vertrete. Diese Lection gab er ja dem Erbprinzen von Holland, als dessen Vater desertirt war: ‚Eure erste Pflicht ist, mich zu lieben, die zweyte Frankreich, die dritte usw.‘ Überhaupt ists ein mislich Ding, einen Eid auslegen zu wollen, man muß ihn nehmen, wie die klaren Worte lauten, und ich würde mich nicht darüber beruhigen können, wenn ich nicht durch den gemachten Zusatz meine vorigen Verhältnisse und Pflichten reservirt hätte. Man gehet heutzutage offenbar darauf aus, die Prediger zu bloßen Officianten des Souverains zu machen, da sie sonst nur *Unterthanen* desselben, aber Officianten Christi, des Höchsten Fürsten, waren.“

Diese Worte zeigen, wie G. G. auch dem Feinde gegenüber ehrlich sein wollte und es ablehnte, den Eid durch irgendwelche Spitzfindigkeiten zu entwerthen.

Früh schlägt G. G. ein Thema an, das ihn immer wieder beschäftigt, ewiges Leben als Wiedergeburt. Ist es G. G. völlig ernst damit? Wenigstens anfangs ist es zweifelhaft. Am 11. 12. 1810 schreibt er an Carl. Es ist der erste Brief nach der Geburt seiner jüngsten Tochter Minna. „Es ist wahrhaftig die am 19. Juli gestorbene, bei uns wiedergeborene Königin von Preußen, die allverehrte Louise. Wenigstens wenn ihr etwas nicht recht ist, schreit sie in einem so gebietenden Ton wie eine Königin.“

Das Thema der Wiedergeburt wird mehrfach wieder aufgegriffen, so sehr konkret in einem Briefe vom 13. 9. 1813:

„Dieser oft so schädliche Irrtum der Pädagogen rührt daher, daß die Lehre von der (irdischen) Wiedergeburt der Seelen noch gar so unbekannt ist. Obgleich ich Dich jetzt noch nicht davon überzeugen kann, so wird doch gar bald die Zeit kommen, da ich es können werde, Du selbst erfahren wirst, daß Du sowohl als Dein Bruder längst in vielen Lebensläufen früherhin gebildet seydt, deren Erinnerung zwar vergangen, aber deren wesentliche Eindrücke dem Geist geblieben sind. Eins will ich Dir schon sagen, daß Du derselbe Timotheus bist, an den die Ep. gerichtet sind. Aber nimm es auch erst als Hypothese an, daß dieser W.<sup>4</sup> nun gerade in den letzten Lebensläufen ein König war und dann gleich darauf ein Premierminister hat seyn müssen (wie Du ganz sicher beydes auch schon mehr als einmal gewesen bist), so wirst Du doch zugeben, daß gerade diese letzten dem Geiste gegebenen Falten<sup>5</sup> dem Charakter noch sehr anhängen müssen. Daher rühret eine in solchen Tagen nothwendig angenommene Falte von affectierter Selbständigkeit, Laune, Starrsinn, Widerwille gegen Subordination, Mißtrauen gegen die Menschen und ein Selbstgefühl, das sich über sie alle erheben will.“

War diese Frage zuerst durch die Kriegereignisse wachgerufen, so beschäftigte sie ihn im Alter nicht minder.

Am 28. Juli 1824 sagt G. G. in einem Bilde, wie er sich das Fortleben der Menschen denkt:

„Steht im Weltganzen die Gottheit und die tote Materie einander gegenüber und ist die materiell organisierte Vernunftwelt gleichsam die Vermittlerin zwischen beiden, so muß ein allmähliches Loswinden der letzten von der Materie und Annäherung zur Gottheit gedacht werden, und die asketischen Zeiten der Vorzeit irrten nur darin, daß sie jenes Losreißen und diese Annäherung auf eine naturwidrige Art verfrühend erzwingen wollten. Von jenem Weltganzen und der Ordnung desselben haben wir auf unserer Erdenwelt ein sehr passendes Gegenbild. Der Continent und alles Land bildet die Materie, der Ozean die Gottheit ab. Wie dieser durch das Wasser, was er hergibt und durch die Atmosphäre verbreitet, dem Continent alles Leben und alle Fruchtbarkeit gibt, so die Gottheit der Materie. Von diesem belebenden Wasser bekommt aber nicht nur die Erde ihr Teil zur Nahrung der Organisationen, sondern es sammelt sich auch vieles davon in Sümpfe, Teiche, Seen, Quellen, Bäche, Flüsse, die allesamt ihre dem Ozean immer mehr sich nähernde Existenz haben, daher auch ihre Eigennamen führen, also eine gewissermaßen persönliche individuelle Existenz genießen, aber diese unvermerkt durch Vereinigung zu größeren Massen verlieren und endlich wieder in den Ozean zurückkehren. Dies tun sie freudig, ohne sich den Verlust ihrer kleinen, persönlichen Existenz reuen zu lassen, indeß geht diese Vereinzelung, Wiedervereinigung und Zusammenströmung immer ihren gleichen Zirkellauf fort und schafft sich im steten Naturgang durch die Herrschaft des Ozeans über die Erde eine stets belebte und tätige Welt.

Die Idee der individuellen Persönlichkeit hat übrigens nur Realität in der Erinnerung, und in dem Ozean der Gottheit kann keine Erinnerung verloren gehen. Des mag sich trösten, wem die Idee persönlicher Existenz so sehr wichtig ist.“

Als die Eltern G. in Werther Carls wohl mongoloide Tochter Bertha betreuten, behandelte G. G. dieses Thema wieder. Bertha ist G. G. ein Beispiel, „wie sich der ursprüngliche Mensch in seinem ersten Lebenslauf entwickelt – und wie er sich allmählich vom Pavian zum Menschen erhebt“ (18. 7. 1831). (14. 1. 1832). „Wir sollten an ihr das höchst interessante Schauspiel der Entwicklung eines Urmenschen in dem ersten Lebenslauf seines Daseins haben.“ Er sieht deshalb in Bertha einen Beweis für sein System, einen Menschen im Anfang der Entwicklung der Menschheit (4. 3. 1833).

Ausführlicher geht G. G. in einem Brief vom 20. 4. 1833 auf die Seelenwanderung ein. Er fordert, daß sich die Theologen gründlich mit seiner Auffassung beschäftigen und sie ernsthaft untersuchen sollten, denn nur daraus könne man die allmählich fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts erkennen, den Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Testament und, daß Jesus so von seiner Wiederkunft

gesprochen habe, als könnten die Jünger sie selbst erleben (Apocalypse), obwohl er wußte, daß noch Jahrhunderte vergehen würden. (Luk 18, 18): Jesus sagt, daß Gott den Auserwählten ihr Recht in *Kürze* schaffen werde. Den Himmel als Wohnort der Seligen habe man verloren; denn Matth. 24, 37 ff. sagt Jesus, daß bis zu seinem Wiederkommen das tägliche Leben sich in gewohnter Weise abspielen werde. Wenn man nun den blauen Himmel als ein Gewölbe, über dem sich der Saal der Hofhaltung Gottes befinde, aufgegeben habe, so müsse man dadurch zu der Untersuchung kommen: Welcher unter allen Weltkörpern eignet sich am besten dazu, den „zur Reife und Verklärung gekommenen Vernunftwesen“ als Ort „zum weiteren glückseligen Fortleben“ dienen zu können? Man müßte notwendig die sichtlich ausgezeichneten Lichtwelten dafür halten. Die Lehre von der Seelenwanderung macht vieles deutlich. In den ersten Lebensläufen ist der Mensch eines moralischen Denkens so wenig fähig wie ein Tier, Strafen sind ihm nur Zwang und Abschreckung. In dem Maße, wie sich der Geist zur Vernunftfreiheit bildet, bringt ihn sein Gewissen vom bloßen Fürchten zu Selbstrichten, Scham und Reue. So wird die seltsame Lehre von der Erbsünde verständlich. Auch in anderer Beziehung ist das Dasein von Lichtwelten von Bedeutung. So wie Menschen von der Erde zu ihrer Sonne aufsteigen könnten, so könnten auch die dort Wohnenden zu ihnen hinabsteigen. Damit brauche man nach Verwerfung der athanasianischen Trinitätslehre Jesus nicht zu einem bloßen Menschen zu machen.

Am 4. 3. 1833 schickte G. G. seinem Sohne die Schrift: „Das Abendmahl des Herrn“. Er schreibt dazu:

„Hier wird vielleicht manchem die Stelle anstößig seyn (wenigstens war sie es dem Past. Stoy)<sup>6</sup>, wo von der Communication zwischen den Weltkörpern die Rede ist und welche die Bibel von Jakobs Traum an durchweg lehret und voraussagt. Unsre Bildung wird doch wohl so weit fortgeschritten seyn, daß man zu dem schriftwidrigen athanasischen Unsinn nicht zurückkehren wollen, und was bleibt dann anders übrig, die überirdische Abkunft Jesu zu retten, als diese Idee. Neiget man sich aber dazu, ihn für einen bloßen Menschen zu halten, so kann man auch sein Abendmahl nicht schmecken. – Meinest Du indeß, daß es noch nicht an der Zeit sey, über diese Sache laut zu reden (obgleich es mir widerlich ist, daß man so vorsichtig um den Brey herumgeht), so magst Du die Stelle streichen.“

In einer Taufrede (15. 7. 1834 z. H.)<sup>7</sup> spricht G. G. von der Lichtwelt, in anderen Taufreden nicht. Mit zur Hellen war er befreundet. Die Mutter des Kindes war gestorben, deshalb kommt G. G. wahrscheinlich

<sup>6</sup> Pastor Stoy in Dornberg.

<sup>7</sup> Im Besitz der Verf. mehr oder weniger ausgeführte Tauf- und Traureden, von G. G. eigenhändig geschrieben.

auf dieses Thema. „Was kann schon in diesem Leben aus dem Kindlein werden? Was in jenem Leben? Was sind schon jene Brüder in der Lichtwelt geworden? Einer derselben ist auf Erden erschienen. Was hat er nicht gewirkt!“

Carl stimmte wahrscheinlich nicht mit seinem Vater überein; denn nach dem Tode von dessen erster Frau Henriette<sup>8</sup> schreibt der Vater am 14. 1. 1832:

„Ich wünschte, daß Du Dich mehr in das von mir aufgestellte System hinein-denken könntest, durch welches erst Plan und Einheit in das menschliche Daseyn und Leben kommt . . . Dich würde dann die Vorstellung beruhigen, daß unser Jettchen zu einem höhern wichtigen Lebenslauf bestimmt war, dessen Carriere nun eben offen ging. Sie wird gegen den 14. März vielleicht als Fürstin aufs neu geboren.“

G. G. bedauerte es (4. 3. 1833), daß Carl noch immer seiner Darstellung der Vernunftwelten sich nicht anschließen kann, „obgleich ohne dies System kein Zusammenhang in der Bildung der Vernunftwesen auf ein ewiges Leben, keine Consequenz in der langsamen Voranschreitung der Bildung und Erziehung des Menschengeschlechts zu erdenken ist“. Er meint, es werde nicht mehr lange dauern, bis sein System eine allgemeine Anerkennung finden werde. Sein Buch: „Versuch einer Enthüllung“ werde noch einige Auflagen erleben. Am 20. 4. 1833 meint G. G., die Lehre von der Seelenwanderung sei von großem Einfluß auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Religion, aber „von den Dächern braucht sie nicht gepredigt zu werden“. 1838 war der erste Sohn von Theodor Gieseler (G. G.'s jüngstem Sohn) gestorben, der Beileidsbrief des Großvaters G. G. enthält keine Andeutungen auf das obige Thema, sondern spricht nur in herkömmlicher Weise davon, daß die Eltern sich dem Willen Gottes fügen sollten.

Am 4. 4. 1812 wandte sich G. G. in einem Briefe an seinen Sohn Carl, damals Student in Halle, sehr energisch dagegen, die Geschichten der Bibel als Mythen anzusehen. Er hält es schon für kein gutes Zeichen, daß man statt des deutschen Wortes *Dichtung* sich hinter dem Wort Mythos verstecke. Die Geschichten der Bibel bergen einen Schatz höchster Weisheit, und sie sollen Erfindung eines Volkes sein, das „in Rücksicht auf Kunst, Aufklärung und Gelehrsamkeit unter die allerobscuresten des Alterthums gehört?“. Die Mythen der hoch kultivierten Griechen enthalten nichts als Ungereimtheiten, was man schon im Altertum erkannte. Dennoch sind sie immer als Ausdruck hoher Kunst bewundert worden. Aber die Lehren und Geschichten der Bibel haben die Menschheit an religiöser Erkenntnis weiter geführt bis zur Gegenwart. Es ist frevelhaft, den Glauben an einen Text umzustoßen, „den die Fürscheidung

<sup>8</sup> Henriette Gieseler geb. Feist.

offenbar selbst beglaubigt hat, um ihn zum allgemeinen Lehrtext im Reiche Gottes aufzustellen“. Der Einwand, daß derlei Untersuchungen nur für die Gelehrten bestimmt seien, sei hinfällig; denn spätestens nach zehn Jahren sind sie schon im Volke verbreitet. Er nennt Semler und andere „offenbare Mordbrenner, die Feuerbrände in den Tempel des Gottesreiches werfen, ohne im Stand zu seyn, nur eine Capelle wieder zu erbauen“. Weniger schroff warnt er seinen Sohn, als dieser 1819 als Professor nach Bonn berufen wird (29. 3. 1819), und bittet ihn, mit rechtem Respekt an die Exegese des Neuen Testaments zu gehen. Er macht ihn auf eine Erfahrung aufmerksam, die er sowohl bei Predigern als auch bei Professoren gemacht habe:

„Jung sind sie immer klüger als die h. Schrift, müssen sie diese aber wirklich von amtswegen gründlich studiren, aufschlagen und lesen, so nimmt der Respect (gegen den klaren Buchstaben) immer mehr zu. Fingen sie mit Rationalismus an, so hören sie mit Supranaturalismus auf. Das ist gemeine Erfahrung, die sich aus der Kraft des h. Buches erklärt.“

Um später nicht widerrufen zu müssen, solle man sein System nur vorsichtig vortragen.

„Kannst Du Dich z. Z. noch nicht mit den Dämonischen (d. h. Teufelsbesetzungen), mit der höhern Abkunft Christi, mit der Versöhnungslehre und dgl. vertragen, so trage doch lieber die verschiedenen (besonders unsre kirchlichen) Auslegungen *historisch* vor als für *Eine* entscheidend.“

Als warnende Beispiele nennt er Niemeyer und Semler. „Kurzum, wer mit der Bibel zu thun hat, darf nicht darauf schwören, daß er dies heilige Buch im 60. Jahre eben so ansehen und auslegen werde als im 30ten, oder er wird in sich selbst zu schanden.“ Fast ebenso sei es mit der Kirchengeschichte, erst betrachte man sie als reines Menschenwerk, später erkenne man Gottes und Christi Plan darin. Eine andere Äußerung zu diesem Thema (19. 6. 1821):

„Übrigens der innern Glaubens- und Geistesfreiheit jedes Privati allen Respekt! Aber der Lehrstuhl der öffentlichen Schule und Erbauungsanstalt Jesu Christi kann und darf nicht der Willkür jedes Denkers und Schwärmers Preis gegeben werden. Darin hatte Friedrich Wilhelm II. recht. Warum leidet man keine unstudierte Schwärmer darauf? und gibt es nicht eben sowohl academische Schwärmer, Fantasten und speculative Narren?“

1831 war Carl G. Professor in Göttingen geworden. Am 20. 4. 1833 warnt ihn G. G., seinem Lehrer Wegscheider in allem zu folgen, ihm, der nichts von Engeln und Teufeln wissen wolle, Jesus für einen bloßen Menschen halte und die so bestimmt verheißene Wiederkunft Christi für ein Märchen erkläre. Man solle Untersuchungen über die Bibel in *Schriften* keine Schranken setzen, aber in *Vorlesungen*, die künftige Kirchenlehrer ausbilden sollen, nur das als bewährt Anerkannte vortragen, wenn nicht als eigene Überzeugung, so doch relatorisch. – Man

sieht, daß das Alter G. G. milder gestimmt hat; denn 1812 hatte er sogar schriftliche Untersuchungen über die Bibel streng verurteilt.

Am 10. 1. 1820 schreibt G. G. an seinen Sohn:

„Ich arbeite seit einiger Zeit an einer kleinen Schrift wider den Rationalismus in der Theologie der öffentl. Religion. Ich suche zu beweisen, daß keine Facultätswissenschaft, sofern sie auf positiven Datis sich gründet, der vernünftelnden Philosophie einen dirigierenden Einfluß gestattet, daß die Theologie der öffentlich konstituierenden Religion (u. also auch der christlichen) dies am wenigsten kann, weil sie durchaus auf überirdischen Datis begründet ist, von denen die Philosophie nichts wissen kann und darf. Ich beweise von jeder einzelnen Lehre des Christentums, daß der Glaube daran u. ihre Wirksamkeit allein auf der angenommenen göttlichen Sanction beruhet, und weise hieraus jedem Fach der Theologie die Gränzen an, binnen welchen die Mithilfe der Vernunft od. Philosophie gehalten werden muß, die sie nicht überschreiten wollen darf. Um denn auf solche Art die Fehde zwischen Rationalismus und Suprarationalismus in Religionssachen, welche so oft in Wortkrieg und Geschwätz ausartet, einer bündigen Entscheidung näher zu bringen.“

Anscheinend hat Carl G. den Rationalismus verteidigt. G. G. schreibt darauf am 27. 3. 1820, Carl habe nur den Gebrauch der Vernunft in der Religion verteidigt. „Welcher Protestant wird diesen nicht als Grundgesetz des Protestantismus nicht nur, sondern des Christentums selbst anerkennen?“ Der Rationalismus aber, den echt christliche Theologen bekämpfen, ist „das System des menschlichen Vernunftdünkels, der selbst mit einem Nachtlämpchen voranleuchten will, wo er dem ihm erschienenen höhern Lichte folgen sollte.“ Er ist das System des Unglaubens, das die Geschichte der Bibel zu einer gemeinen Weltgeschichte herabklügelt. Die subjektive Religion der Rationalisten hat nicht die mindeste Kraft, zu bekehren, den Sinn zu verändern, die Leidenschaften zu zügeln, die Erbsünde zu vertilgen, wie sie das gläubige Christentum hat.

Die Naturgeschichte der Erde ist eine viel beschränktere als die der Welt im ganzen. Jene kann der Mensch mit seiner Vernunft erforschen, aber nicht diese. Die Bibel läßt einige Blicke in die außerirdische Welt tun und lehrt höhere, reifere Vernunftwesen kennen, deren Dasein vielleicht nach Hunderten von Jahrtausenden gezählt wird. Sie sagt, daß dort wie hier streitende Systeme regieren, die versuchen, die noch junge Menschheit an sich zu ziehen, aber das bessere System, von der Gottheit bestätigt, wird siegen und die Menschheit von dem andern erlösen. Um diese höhere geistige Geschichte geht der Streit mit den Rationalisten. Sie ist ganz vernunftgemäß, obwohl die, die sich nur an die Naturgeschichte der Erde halten, sich Vernunftmenschen (Rationalisten) nennen. Wie die Sonne, die so weit von der Erde entfernt ist, dennoch die physisch erhaltende und befruchtende Kraft der Erde ist, so

können auch die Bewohner dieses Lichtkörpers einen moralischen Einfluß auf die sich auf der Erde bildende Vernunftwelt haben. So hält G. G. es für richtiger, die Geschichte der Bibel „lieber buchstäblich historisch, als klügelnd und *menschlich* vernünftelnd auszulegen“.

Von einer anderen Seite aus gesehen lehrt die Erfahrung, daß das Christentum, allgemein als beste Religion anerkannt, seine heilsame Wirkung auf die Masse des Volkes nicht mehr ausüben kann, wenn sein überirdischer Charakter nicht mehr anerkannt, sondern von menschlicher Philosophie mißdeutet wird. Das geschieht, wenn die überirdische oder auf überirdischen Einfluß deutende Geschichte in eine gemeine Menschengeschichte verwandelt wird. Mögen die Rationalisten dies durch „Subtilitäten und Deuteleien“ verdecken wollen und behaupten, trotzdem bleibe das Christentum eine heilige Offenbarung, so versteht es das Volk und sein gesunder Menschenverstand nicht mehr. Sobald es überredet wird, es sei nicht alles wahr, was in der Bibel steht, verliert es allen Respekt vor dem Christentum. Der Einfluß der Prediger und die Wirksamkeit der Bibellehre ist verloren. Zum Volk rechnet G. G. auch die höheren Stände, selbst die Gelehrten. Mag man auf den Akademien noch glauben, das Christentum bestehe noch, „wenn die Herren selbst sich bloß prüfen wollten, so würden sie bald finden, daß der beabsichtigte Einfluß, *nämlich Bekehrung des sündigen Menschen zu Gott*, durch den Rationalismus unserer Tage längst verloren ist“.

In seinem hohen Alter befaßte sich G. G. wieder mit der Dogmatik (19. 11. 1833). Er möchte mit einer neuen Dogmatik, „dem unheiligen Geiste einer neu-philosophischen oder ultramontanisch-mystischen Theologie“ entgetreten. Die zweite Auflage seiner Dogmatik hat er beendet. Er hatte darüber schon am 8. 3. 1833 berichtet, er schreibe eine Dogmatik, „die in allen Capiteln von der bisherigen abweiche und mir ein furchtbares Urtheil der Heterodoxie sowohl von den Rationalisten als von den Supranaturalisten zuziehen würde, wenn ich sie drucken ließe.“ Jetzt betont er wieder, es würde ihm übel ergehen, wenn er dem herrschenden religiösen Geiste entgetreten würde. Es ekelt ihn beinahe vor den „Studien und Kritiken“<sup>9</sup>, worin man alles Übersinnliche aus der Schrift wegdeutele. Besonders verurteilt er einen Aufsatz, der die Offenbarung Johannis zu einem bloß menschlichen Kunstwerk machen wolle. Ebenso lehnt er Lücke<sup>10</sup> ab, wenn er „in ultramontanisch-mystischem Tone die Trinitätslehre katechetisch erklärt. Solange dieser Auswurf aus Nicäa nicht mit Entschlossenheit aus der Dogma-

<sup>9</sup> „Theologische Studien und Kritiken“, gegr. 1827/28. Carl G. und Lücke waren Mitarbeiter.

<sup>10</sup> Lücke, Friedrich, 1792–1855, Theologieprofessor in Bonn 1818/27, später in Göttingen, war mit Carl G. befreundet.

tik weggestrichen wird, wird der monotheistische Türke die Christen Hunde nennen und dem rechtlosen Juden es unmöglich gemacht werden, zum Christentum überzutreten. Ich habe schon 1790 zu meinem Examen pro ministerio die Trinitätslehre athanasisch in einer ausführlichen Abhandlung bestritten. Diese wurde vom Consistorium mit Beifall aufgenommen.“

Ein Thema, das G. G. sehr bewegt, ist die Organisation der Kirche. Er wendet sich (18. 6. 1819) gegen Greilings Schrift über die ursprüngliche Verfassung der evangelischen Kirche mit seiner entgegengesetzten Darstellung der Urkirche. (Christus gegen Greiling. Lemgo 1819).

Das Verhältnis zwischen Kirche und Obrigkeit muß naturgemäß verschieden sein, je nachdem diese heidnisch oder christlich ist. Christus hat zwar nicht die Ordnung und Organisation seiner Kirche für alle Zeiten vorgeschrieben, aber er legte doch den Grund für ihren Aufbau. Daß man dies nicht mehr beachtete, ist nach G. G.'s Meinung die Ursache für den Verfall der Kirche. Zwei Grundsätze legte Christus fest:

1. Ein Kollegium von 12 christlichen Lehrern soll ausgewählt werden, welches die Kirchen leiten soll.

2. Die Geistlichen sollen sich nur mit rein kirchlichen Dingen befassen; die Finanzen, darunter die Sorge für die Gebäude, Kirchenbeamten und auch für die Armen soll aber Laien übergeben werden.

Zu 1. Jesus hat Zwölf auserwählt, darunter einen Ausschuß von Dreien (wohl Petrus, Jakobus und Johannes; Zusatz der Verf.). Sollte die Wahl von Zwölfen nur für die erste Zeit gelten? Nach G. G.'s Meinung nicht; denn die ersten Christen ersetzten Judas durch Matthias und den getöteten Jakobus durch Paulus, der auch in den Dreierausschuß gehört. Die Berufung der Zwölf für alle Zeiten begründet G. G. mit Hinweis auf Matth. 16 und 18, für den Dreierausschuß wohl mit Matth. 17. Pfingsten wurde den 12 Aposteln Sprachbegabung verliehen; als diese verloren ging, mußte jede Kirche anderer Sprache ein solches Zwölferkollegium haben, welches für Lehre und Liturgie bestimmend sein sollte.

Zu 2. führt G. G. aus, daß die Gläubigen die kirchlichen Beamten mit Wohnung und Unterhalt versorgen, Kirchen bauen und schmücken, während die kirchlichen Beamten selbst sich nicht mit finanziellen Dingen befassen sollen. Er faßt alles zusammen: „Das ist meine (biblische) Ansicht. Soll die Kirche reformirt und gehoben werden, so ist das allernöthigste: Scheidung des rein-Kirchlichen von dem Politisch-Kirchlichen – jenes für die Zwölfe und Geistlichen – dieses für die fürstlichen Consistorien und Gemeinde-Presbyterien. So bleibt gar keine Gefahr für Hierarchie und Pfäffelei.“

Da die Frage der Kirchenverfassung damals in der Luft lag, kam G. G. am 15. 11. 1820 wieder auf die Angelegenheit zurück. Es geht

darum: Wie soll die christliche Kirche konstituiert und organisiert werden, so daß die Entwicklung der menschlichen Vernunft einen legalen Einfluß auf das Christentum und die Kirche haben kann, ohne daß das Christentum seine göttliche, positive Beglaubigung verliert? Diese Aufgabe kann weder durch Konzilien noch durch den Papst noch durch Symbolik gelöst werden.

Greiling hatte in seiner Gegenschrift gefragt, warum der am längsten lebende Johannes nicht auf Ergänzung der Zwölfe gedrungen habe. G. G. fragt dagegen, wie lange Johannes wohl noch in Freiheit gelebt habe nach dem Exil auf Patmos, wo er von jeder Kommunikation abgeschlossen war.

Man wird ihm gegenüber einwenden, wie G. G. meint, wie könne ein gewähltes Kollegium ein „für die Kirche lebendiges göttliches Wort sprechen?“ Er sagt dagegen, das für die Christen geltende göttliche Wort sei sowohl im Alten als im Neuen Testament von Menschen gesprochen worden. Warum soll es nicht auch jetzt Menschen geben, die es aussprechen können? Die Propheten des Alten Testaments bekamen ihren Auftrag durch Erweckung durch Gott und durch inneren Trieb. Erst der Glaube offenbarte, ob ihr Wort als göttliches Wort Geltung fand. Es wäre Apostolatry, wolle man annehmen, daß es jetzt unmöglich ihnen gleiche Männer geben könne.

Den Unterschied zwischen Aposteln und Propheten erklärt G. G. (7. 12. 1820) so: Apostel gibt es nur im Neuen Testament, sie sind öffentlich und legal berufen, um im Namen des Herrn zu sprechen. Propheten sind Männer, die für ihre Aufgabe zwar keine äußere Berufung haben, aber eine innere, da ihnen durch Gott Gaben verliehen sind, die ihnen in der Kirche gleiches Ansehen geben wie apostolischen Männern. Luther und Melancthon waren nach G. G. apostolische Männer, vom Herrn berufen, von der Kirche anerkannt wie Paulus. Joh. Arend, Spener, Rambach, Francke, Seiler gelten ihm wie Propheten des Alten Testaments. G. G. spricht davon, daß man behauptete, das Zwölferkollegium sei bei ihm eine fixe Idee geworden. Er meint dazu: Hätte er dieses Zwölferkollegium als eine *Sachverständigenbehörde* dargestellt, so hätte man es hingenommen. Er habe es aber als eine vom Christentum gegebene Idee, als vorgeschrieben hingestellt, deshalb habe Greiling die Lacher auf seiner Seite. G. G. möchte seiner Gegenschrift den Titel geben: „Über das lebendige Göttliche Wort.“

Am 8. 2. 1821 schickt G. G. seinem Sohne Carl einen Aufsatz, in dem er seine Gedanken näher begründet. Die Apostel berufen sich bei der Wahl des Matthias als Ergänzung der Zwölf nicht auf Christus ausdrücklichen Befehl, da ihnen diese Ergänzungswahl offensichtlich selbstverständlich gewesen ist. Als die Sprachbegabung aufhörte und die Kirche sich auf viele Länder ausdehnte, hielt man die Bischö-

fe für die Nachfolger der Apostel, dachte aber nicht daran, daß nun für jede anderssprachige Kirche ein Kollegium notwendig sei. Die Bischöfe konnten es nicht ersetzen, da sie von Leidenschaften beherrscht wurden und durch ihre Würde imponierten. Das Zwölferkollegium soll nicht unfehlbar sein, es besteht aus Sachverständigen, die man haben muß um eine beruhigende Entscheidung zu treffen. Diese Idee ist nicht katholisch, sondern rein evangelisch, da der Katholizismus durch Papst und Bischöfe imponierend regiert. Die Idee des Zwölferkollegiums hat mit G. G.'s Hypothese über das Fortleben nach dem Tode nichts zu tun. „Es müßte ja sonderbar sein, wenn es nicht mehr Menschen als jene ersten Zwölfe geben sollte, die eben so vernünftig und fähig als sie wären, in diesem Rathscollegium zu sitzen.“

Carl G. hatte seinen Vater auf eine frühere Behauptung hingewiesen, das Christentum sei nicht selbst Religion, sondern eine *Anstalt*. Daraus folgt, wie G. G. zugibt, daß Religionsforschung frei sei, und die Zwölf können und werden es nicht hindern. „Aber eine Anstalt erfordert Aufsicht und Verwaltung; – eine Kirche muß Thüren und ein Dach haben, damit nicht alles Wasser ungehindert hereinregnen kann.“ Draußen mag es regnen, mit den dadurch entspringenden Blumen und Früchten mag man mit Auswahl die Kirche schmücken.

Carl G. hatte anscheinend seinen Vater über das Auftreten von Pietisten in seiner Gemeinde befragt. G. G. antwortete darauf am 4. 6. 1823. Er kann über „Conventikel und geheime Pflege des Mystizismus“ nichts Besonderes berichten. Es gibt zwar Gemeindeglieder, die Herrnhutische Versammlungen besuchen, auch komme jeden Sommer ein Herrnhutischer Prediger aus der Gegend von Bremen, um sie zu besuchen und einen Reisepfennig zu holen, doch sei er in Osnabrück aufgegriffen und über die Grenze gebracht worden. Seiner Ansicht über die Angelegenheit gibt er folgenden Ausdruck:

„Es giebt immer Menschen, denen eine reizbare Phantasie zutheil geworden und welche einen angenehmeren Geistesgenuß darin finden, in dieser zu schwelgen, als mit dem nüchternen Verstande zu denken. In den gebildeteren Ständen haben dergl. Menschen Gelegenheit, ihrer Phantasie durch Beschäftigung mit den darstellenden Künsten Genuß zu verschaffen, und werden daher leidenschaftliche Dilettanten in den Fächern der Malerey, Bildhauerey, Musik oder Dichtkunst. Diese Gelegenheiten fehlen den geringern Ständen, es bleibt ihnen nichts als eine mystische Religion, um dergleichen Charakteren einen die Phantasie beschäftigenden Genuß zu geben. Sonst ist diese pietistische Liebhaberey ganz jener ähnlich. So wie jene Kunstliebhaber sich in ihrem Genuß so erhoben und veredelt fühlen, daß sie mit Mitleiden und Geringschätzung auf diejenigen herabsehen, welche diesen Genuß nicht kennen, eben so auch die Mystiker. Übrigens hat derselbe Genuß, eben weil er nur die Phantasie angeht, auf die Lebensgründe und den Wandel wenig Einfluß, nur daß er dem Charakter einen äußern Anstrich von Milde giebt. Eine zu untersuchende Frage ist

denn doch, ob der religiöse Phantasiegenuß eben so unschuldig und unschädlich sey, als den die Künste geben. Ich sollt es denken.“

Er bedauert dann, daß er aus Zeitmangel nicht mehr über die Sache berichten könne.

Was G. G. (75jährig) in seiner Schrift „Über kirchliche Marktschreierey und den Pharisäismus unserer Tage“, Werther 1835, darüber sagt, mag daher hier hinzugefügt werden.

G. G. verurteilt die Prediger, die mehr auf die Sinnlichkeit wirken durch ihre Drohungen und Bilder von Hölle und Strafen als auf den ruhigen Verstand. Sie erwecken mehr Schrecken und Furcht, als daß sie auf das Wirken und Wesen Gottes und seine Weltregierung hinweisen. Christi Kreuzestod soll nicht durch eine schreckliche Darstellung wirken, sondern seine wohlthätige Liebe zu den Menschen bekunden, anregen zu inniger Dankbarkeit gegen ihn und zu williger Bekehrung auf dem Wege der Buße. Der Prediger soll die, die auf dem rechten, schmalen Wege sind, ermuntern, ermahnen und sie stärken. Die, die in die Kirche kommen, sind im allgemeinen Gläubige, die nicht mehr bekehrt werden müssen, sondern durch moralische Vernunftfreiheit dazu kommen sollen, das Gute zu lieben, das Böse zu meiden, nicht aus Furcht, sondern aus freier Wahl. G. G. beruft sich dabei auf das Vorbild Christi und seiner Jünger. Den „kirchlichen Marktschreibern“ wirft er vor, daß sie jene Lehren des Christentums bevorzugen, die die Sinnlichkeit erregen, aber die übrigen vernachlässigen, die Lehre von Gottes Wesen und Wirken, Regierung und Gebot, das ganze Gebiet der christlichen Sittenlehre, die doch den Hauptinhalt der Reden Christi und der Apostel bildeten.

Die Mystiker bilden einige Kirchengemeinden, es wird niemandem verwehrt, zu ihnen überzutreten. Aber nur wenige sind zu Mystikern prädestiniert. Bei diesen überwiegt das Gefühlsleben gegenüber ihren Denkkraften. Sie sind dadurch äußerst liebenswert. Mystiker können und dürfen keine große Kirche bilden. Es steht ihnen frei, den Herrnhutern, Mennoniten und Quäkern beizutreten. Aber Prediger dürfen nicht ganze Gemeinden mit Ungestüm zu Mystikern machen wollen. Es ist auch eine falsche Mystik, zu der sie auffordern, sie macht die Leute zu Kopfhängern, während der wahre Mystiker „das Gepräge seiner innerer Ruhe und Heiterkeit auf seinem Antlitz trägt“.

Im Alter beschäftigte sich G. G. immer mehr mit dem Geheimnisvollen im Neuen Testament. Er meditierte über die Apokalypse, den Chiliasmus und über das Heilige Abendmahl.

(18. 6. 1819) „Laß wenigstens deine Ideen von dem Chiliasmus nur noch eine Weile ruhen. Es ist wunderbar, daß die Menschen sich darauf verstehen, durch einen spöttischen Ausdruck für lange Zeit eine große

Wahrheit außer Credit zu bringen. Es ist keine einzige Lehre des Christentums mehr in dem Neuen Testament begründet und mehr in den Glauben der Christen verflochten worden als von der gewiß zu seiner Zeit zu erwartenden sichtbaren Wiederkunft Christi auf Erden in seiner Herrlichkeit zu dem Zweck, das Reich Gottes, was nur erst begonnen hat, vollkommen über die ganze Erde zu verbreiten.“

(19. 6. 1821) „Wenn unsere neuen Theologen sich bemühen, die *Apokalypse* als unächt zu verschreyen, so kann das nur daher rühren, weil sie sie nicht verstehen; sie würden sich sonst dessen schämen. Walte es freylich längst ausgemerzt seyn, da es dem verschlossenen Auge von jeher ungereimt erscheint.“

(12. 4. 1821) „Ich habe jetzt einen ausführlichen Commentar über die Apokalypse ausgearbeitet, worin nach einem vesten Schlüssel Wort für Wort befriedigend gelöst wird und sich zeigt, daß das Ganze ein höchst zusammenhängendes, consequentes Kunstgemälde von hoher prophetischer Art ist. Allein an Verlegen wird wohl vor der Hand nicht zu denken seyn.“

(28. 6. 1824) „Über den sogenannten Chiliasmus, über die dem ganzen Christentum zu Grunde liegende Hauptwahrheit, hast du dich freilich bei dem so lange allgemein herrschend gewordenen theologischen Zeitgeist nicht anders auslassen dürfen als geschehen. Die Laien indess, die mit unverfälschter Vernunft in den Geist des Evangeliums eingedrungen sind, werden sich die Lehre nie ausreden lassen, die Theologen mögen darüber sagen, was sie wollen.“

Zu seiner Abhandlung über das Heilige Abendmahl will G. G. eine Anmerkung hinzufügen (9. 6. 1834):

„Luther hatte ganz recht, an dem *in, mit und unter* festzuhalten; nur müßte es in andere Verbindung gebracht werden. Wir genießen *in, mit und unter* dem Brodt nicht den Leib Christi (denn das Fleisch ist zu einer Geistesnahrung kein nütze), sondern den Geistesgenuß der Versicherung, daß die Liebe, die er durch Aufopferung seines Leibes am Kreuz bewiesen, auch uns gelte und gemeint sei.

Wir genießen *in, mit und unter* dem gesegneten Wein nicht das Blut Christi (der Genuß des rohen Fleisches in seinem Blute ist schon Gen. 8, 4 stark verboten), sondern die unmittelbare Zueignung, daß das Blut Jesu Christi auch zur Vergebung *unsrer* Sünden vergossen sey.

Ich weiß aber nicht, warum man das heilige Abendmahl als ein Gedächtniß des Kreuzestodes beschreibt. Christus sagt nicht, zum Gedächtnis meines Todes, sondern zu *meinem Gedächtniß*. Gedenket, was ihr so leicht vergesset, was ich euch seyn soll: Lehrer, Führer, Vorbild.“

Von G. G.'s praktischem, nüchternen Urteil zeugt ein Brief von 4. 3. 1833 über Bibelvereine und ihre Bedeutung. G. G. glaubt, daß wohl

in jedem Hause eine Bibel vorhanden sei, aber man müsse dafür sorgen, daß es in jedem Hause einen guten Vorleser gebe, der mit Verstand und Ausdruck lesen könne und auch in der Bibel Bescheid wisse. Hierauf solle der Bibelverein bei den Staatsbehörden hinwirken und vielleicht dazu einen Beitrag versprechen. „Denn gewiß liegen in manchen Häusern die Bibeln im Staube, weil es an geschickten Lesern mangle.“ Damit ist vielleicht auch G. G.'s großes Interesse an der Lehrerausbildung mitbegründet. An anderer Stelle (8. 2. 1821) betont G. G. die Wichtigkeit der religiösen Erziehung durch die Mutter schon in frühester Jugend. Ihm haben diese frühen Eindrücke bei Anfechtungen mehr geholfen als feste Grundsätze. Der Eindruck des Beispiels war der stärkste. —

G. G.'s Taubheit ist sicherlich eine Ursache, daß er sich gerne schriftlich äußerte und seine Meinung in verschiedenen gedruckten oder auch nicht veröffentlichten Schriften zu verbreiten suchte. „Ich habe immer den Drang gehabt, die Ideen, die mir wichtig und klar geworden waren, zu Papier zu bringen, und zwar so sorgfältig, als sollten sie gedruckt werden.“ (8. 3. 1833) In seinen Briefen erwähnt er folgende Schriften (4. 3. 1833): „Katechismus der Musik“, „Das Abendmahl des Herrn“, „Versuch einer Enthüllung“, (8. 3. 1833), „Dogmatik“, „System der Natur“<sup>11</sup>. Außerdem erwähnt er eine Schrift über die Apokalypse. In der Schrift: „Über kirchliche Marktschreierei“ erwähnt er den: „Versuch einer Auflösung der Räthsel des Menschenlebens und Auferstehung“, Lemgo bei Meyer, 1824.

Als Kind der Aufklärung war G. G. tolerant, wie es auch bereits in einigen zitierten Briefen zum Ausdruck kam. Er selbst vertritt seine Anschauungen zwar energisch. Sein Sohn ist sicher oft anderer Meinung als er, doch G. G. rät ihm oder warnt ihn nur, niemals findet man ein Wort, daß er Carls Ansichten verurteilt. G. G. erkennt an, daß es im Katholizismus Wahres und Rechtes gibt (8. 2. 1821). Man muß das zugeben, nur so kann man zu einer Einigung kommen. Daß man das nicht tat, war ein Fehler und machte die Wunde unheilbar.

<sup>11</sup> Von diesen Schriften erwähnt G. G.'s Amtsbruder Aug. H. Tzschabran in: „Nachrichten aus dem Leben und Wirken des Jubilarius Herr Pastor primarius zu Werther G. Chr. Fr. Gieseler, Werther 1837“ als gedruckt (S. 31) Nr. 14 „Versuch einer Enthüllung der Räthsel des Menschenlebens und Auferstehens“, Lemgo 1824, und Nr. 17 „Das Abendmahl des Herrn, ein lyurgischer Versuch“, Bielefeld 1834, als ungedruckt (S. 32) „Anleitung zum Clavierspielen nach einer elementarisch begründeten Methode für die gewöhnlichen Musiklehrer brauchbar und zum Selbstunterricht“ u. a. „Dogmatik“ und „System der Natur“ werden nicht genannt. In der letzteren Schrift setzt sich G. G., wie er selbst schreibt (8. 3. 1833), in Widerspruch zu den Naturwissenschaftlern. Er sagt, der große Komet werde nicht erscheinen. Er hat auch eigene Theorien über die Planeten.

Das tote geschriebene Wort wird in einem Menschen, der dafür empfänglich ist, nach eigener Phantasie und Einbildung lebendig. Deshalb ist es verständlich, daß auch solide Menschen „aus dem uneinig bewegten protestantischen Leben in das fester begründete katholische überzutreten verleitet werden“. In einer evangelischen Gemeinde können in einem kurzen Zeitraum verschiedene Prediger jeder nach einem andern System predigen und eine andere Liturgie anordnen. Deshalb verachten die Bürger und höheren Stände die Kirche, so daß sie kaum noch hineinkommen, nur die Landleute tun es noch, da sie keinen anderen Versammlungsort haben. – Selbst von den „kirchlichen Marktschreibern“ sagt er: „Fern sei es uns, Brüder zu richten . . . und wird es auch hier gern anerkannt, daß es Hochbegabte und um das Reich Gottes ernstlich bekümmerte Männer unter dieser Parthey gibt“ (18. 6. 1819). G. G. spricht über Kirchenzucht und Bannrecht: „Es kann in Christi Kirche gar kein Ausschließungsverfahren geben.“ Auch die Sünder sollen aufgenommen werden. Es kann kein anderes Strafrecht geben als brüderliche Vermahnung.

Vom Reiche Gottes, dem nach Gisela Hirschberg-Köhler<sup>12</sup> leitenden Gedanken G. G.'s, ist in den Briefen kaum die Rede, außer in den Äußerungen zum Chiliasmus. In den Taufreden spricht G. G. oft davon (29. 5. 1804). Das geistige Reich Gottes nahm beim jüdischen Volke seinen Anfang. Aber: „Durch Christum und in seinem Reich wird der Mensch erst recht was werth. Hat einen unendlichen ewigen Werth. Erlöst vom Übel, begnadigt von Sünden, geheiligt zum Engel, berufen zur Seligkeit, das heißt doch wohl, einen unendlichen ewigen Werth haben.“

In verschiedenen Taufpredigten sagt G. G., daß das Kind durch die Taufe in das Reich Gottes aufgenommen werde. Z. B. in Gebeten: „Hilf, daß es (das Kind) durch Weisheit, Frömmigkeit und Tugend das Ziel seiner Bestimmung erreiche“ . . . „Sein Reich baue sich in Deiner Seele“ (beides ohne Datum). (Juni 1808) Der Staat verlangt von seinen Bürgern oft Hab und Gut, selbst das Leben. Mit der bürgerlichen Beurkundung der Geburt verheißt ihm der Staat nur Gerechtigkeit. Im Reiche Gottes verhält es sich anders. Dort wird nur Gehorsam gegen Gott gefordert und dagegen Erlösung und Seligkeit versprochen. 1812: „Unsere Bestimmung ist Vollkommenheit und Glückseligkeit. Selbst Leiden führen dahin.“ „Mit dieser heiligen Taufweihe müsse der erste Schritt beginnen, den man dich führet auf dem Wege des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, auf welchem Wege du, je weiter du wandelst, den Herrn in seinem Lichte erkennen und dich seiner trösten und erfreuen wirst ewiglich.“

<sup>12</sup> Gisela Hirschberg: „Erziehung im Dienst des Reiches Gottes – G. G. ein westfälischer Pädagoge der Aufklärungszeit“ in „Jahrbuch des Vereins für westfälische Kirchengeschichte“ 1964, S. 43–79.

Nach diesen Gedanken, die in den Taufreden und an anderen Stellen geäußert werden, kann die Verfasserin sich nicht vorstellen, daß G. G. das Reich Gottes nur als moralische Anstalt, nur als Tugendreich betrachtet habe. Sicher betont G. G., daß der Mensch ein tugendreiches Leben führen müsse, um das Reich Gottes zu mehren. Aber kann man sich ein Reich Gottes *ohne* Tugend vorstellen? Vielleicht zeigt dieser Aufsatz eine andere Seite Georg Gieselers auf als die des Pädagogen und Volkserziehers, eine persönlichere, intimere.